

(Nachdruck verboten.)

1]

Niobe.

Roman von Jonas Lie.

1.

In der Studierstube fand eine Scene statt. Gleich vor Erregung schnellte der Doktor in die Höhe und glitt über den Fußboden, als wolle er die ersten Paß zu einem Gallings*) machen. Er zerknitterte einen Brief in der Hand. Die Reste desselben, zwei, drei Bogen, lagen zerstreut auf dem Pult und über den Instrumenten.

„Gätt' ich ihn nur hier! Gätt' ich ihn nur hier!“ Er schaute zu der Decke empor und atmete schwer auf.

„Daß er es wagt, mir so etwas zu bieten, solchen ellenlangen Blödsinn!“

„Nun ja, Vaarvig, wir müssen uns doch auch ein wenig daren finden, wenn die Kinder eine Weile unschlüssig umhertasteten, ehe sie mit sich im reinen sind. Die Jugend will heutzutage ihren eignen Willen haben, will zu dem werden, worin sie ihr Glück sieht,“ entgegnete seine Frau; sie stand am Bücher-schrank und folgte ihm mit den Augen.

„Uns daren finden, uns daren finden — nein!“ Er bohrte ihr seinen Blick förmlich ins Gesicht und sagte langsam: „Nein, Vente, ich finde mich nicht daren!“

Die ruhigen grauen Augen, denen er begegnete, waren fester als die seinen. Und es war auch nicht seine Absicht, zu schreien oder zu imponieren; er wollte ihr nur sein innerstes Innere zeigen und sie überzeugen, so daß sie gründlich begriff, daß kein Widerspruch, kein Ueberreden nütze, daß überhaupt jeglicher Versuch, ihn hinterher, wenn er wieder ruhig geworden war, zur Vernunft bringen zu wollen, zwecklos sein würde.

Nachdem er hastig das Zimmer durchmessen hatte, wobei er gleichsam einen Gegenstand suchte, an dem er seine cholertischen Wallungen auslassen konnte, ließ er seinen Körper krachend wieder in den Arbeitsstuhl fallen.

„Ne—e. Vente, diesmal sind wir am Ende angelangt. Weiter kommt er nicht, — nee—e, keinen Schritt weiter.“

Er faltete die Hände mit der schwermütigen Resignation des intelligenten Mannes.

„Erst war es die Theologie. Aber daraus konnte nichts werden. Denn er besaß nicht mehr den Glauben, nein, — nicht mehr den vollen, unverfälschten Glauben, so wie sie ihn da drinnen auf der Universität lehren.“

„Ja, Vaarvig, das muß man doch respektieren!“

„Ach was, als ob sie es in alten Zeiten so genau und haarscharf mit dem Glauben genommen hätten! Da genügte ein dreißthalbjähriges Studium, und mit dreitausend Kronen konnte man auskommen. Aber, meinetwegen . . . Dann sollte es die Philologie sein und die Sprachwurzeln. Darin fühlte er sich wie ein „angehender Entdecker“. War es nicht so, Du? Der angehende Entdecker der Wege zum Ursprung des Menschengeschlechts und dem Leben von der Urzeit an. Er war „entzündet von der Forscherbegier“; schrieb von „dem Feuer des Forschers“, als wenn er ein echter Nordpolfahrer werden wollte; ja, Vente. Und statt ihn ein wenig herab zu stimmen und zu ernüchtern, antwortetest Du im selben Tone. Ihr schwebtet immer in höheren Sphären.“

„Glaubst Du, daß es so verkehrt war, daß ich den Jungen stützte? Endre ist nun einmal so beschaffen, daß er, um arbeiten zu können, in einer erhöhten Stimmung leben muß.“

„Ach ja, also erst Prophet, — Endre, der Prophet! Und dann Endre, der Entdecker! Hi, hi, ha, ha!“ Der Doktor schüttelte den Kopf und schwenkte den Brief in der Luft. „Und nun, Endre, der Sänger! — Ja, weiß Gott, er will Sänger werden!“ Er sprang auf und hielt ihr den Brief hin.

„Das steht hier, das steht hier, sage ich Dir!“ schrie er. „Er will singen. Du, der Junge will singen — will die Welt mit der Macht seiner Töne fangen,“ travestierte er. Er drehte sich rund herum und versuchte einige Operntöne anzunehmen, die sich mühsam seiner Kehle entzogen. Dann blieb er unschlüssig stehen, während ihm die Adern an den Schläfen schwellen.

*) Der Galling ist ein in Norwegen gebräuchlicher Springtanz.

„Wenn ich doch nur einen Schlaganfall bekäme!“

„Gott bewahre Dich vor Deiner eignen Gestickeit, Vaarvig; ich wollte, Du vergriffest Dich an mir, um einen Ableiter zu haben. Deine Frau würdest Du doch wohl nicht gleich ganz totschlagen, wie?“ fügte sie mit einer eignen, warmen Färbung der Stimme hinzu.

„Ja, so daß das Haus brotlos dastünde — und zum Gineinbeißen nichts weiter da wäre als die nüchternen, fahlen Wände,“ setzte er mit verbissener Schadenfreude seinen vorhin begonnenen Gedankengang fort.

„Dann würde erstens einmal nichts aus dem Geldbrief jeden ersten des Monats. Und dann könnte er ja sin—gen, so daß ihm der Magen vor Hunger wie ein Posthorn heulte — gleich die ganze Skala vom hohen F an nehmen. Ein Mittagessen würde freilich nicht daraus — nein, ganz und gar nicht. Und dann würde am Ende die gesunde Vernunft kommen, so daß es vielleicht nicht mehr zu sehr unter seiner Würde wäre, über solche unbedeutende Dinge wie das Mittag- und Abendessen nachzudenken.“

„Ja, denn es dürfte hier im Hause ja niemals erwähnt werden, daß er sich um so materieller, gemeiner Gründe willen, als da ist die Erwerbung des täglichen Brotes, dem Studium der Theologie, oder der Philologie widmete. Es geschah stets mit einem höheren Ziel vor Augen. Ich habe dies Lurus-raisonnement niemals verstanden, habe nur ein Gefühl des Unbehagens dabei gehabt, als sei eine Kiste im Zimmer. Und dazu hast Du redlich das Deine beigetragen, Vente! Hast sie stets in diesem Hochtrabenden, Idealen bestärkt.“

„Wir leben in einer neuen Zeit, Vaarvig. Es ist jetzt nicht mehr so ohne Auswege wie in meiner Jugend, wo einem nichts weiter übrig blieb, als das zu nehmen, was sich gerade bot, und zu resignieren und wieder zu resignieren.“

„Ja, sie schnüffeln und schnüffeln herum, um das zu finden, „worin sie ihr Glück zu sehen glauben“, wie Du vorhin so schön sagtest. Sie haben es jetzt so damit heraus, ein „inneres Wesen“ zu besitzen, — müssen sich vor allen Dingen darüber klar werden, zu welchem Tagediebsleben sie wohl am meisten Lust haben. Es ist heutzutage ihre heiligste Pflicht, das zu ergünden.“

„Du bist klug und auch intelligent genug, Vaarvig; aber Du säreitest nicht mit der Zeit vorwärts. Du lehnt Dich vorfänglich dagegen auf.“

„Meinst Du? Ha, ha, ha! Ja, er opfert sich jetzt natürlich der Kunst — der Kunst des Gesanges! Geißt es nicht so im modernen Kauderwelsch?“

„Lieber Vaarvig, willst Du nicht einmal versuchen, die Sache etwas ruhiger anzusehen?“

„Du kaufst ich schwör' es Dir zu, Vente,“ schrie er, „Du laufft doch, weiß Gott, Schuhe, um warme Füße zu haben, nicht aber um dem Schusterstande anzuhelfen. Pah! Wie ich diese Raisonnements hasse!“

Er wiederholte die letzten Worte einmal über das andre, sich mit der Hand ungeduldig über den großen Schädel fahrend.

Es entstand eine Pause, während welcher Frau Vaarvigs zarte Gestalt sich ihm leise näherte. Gleich einer sanften Tierbändigerin ließ sie die Finger beschwichtigend und beruhigend durch sein Haar gleiten.

„Ja, sag' nur, daß es ein Jammer um mich ist, Vente; ich bin vollblütig, und ich bin im Recht, darf aber wegen Cures verdamnten weichen Rücksichtnehmens und um Curer Färtlichkeit willen nach keiner Richtung hin ausschlagen. Du kannst mir's glauben, ich sterbe noch einmal einzig und allein daran!“

„Wenn wir nur so weit kämen, daß wir vernünftig zusammen darüber reden könnten, so solltest Du sehen, welch' eine Erleichterung das ist,“ tröstete Frau Vente jetzt, wo die Macht des Paroxysmus gebrochen schien.

„Vierundzwanzig — vierundzwanzig Seiten voll blühenden Unsinn, voll gesäraubter, imbeciler Eingebildetheit. Natürlich, keiner der Professoren ist es wert, ihm die Schuhe zu putzen. Sein Fach produziere jetzt alljährlich nur einen neuen Schub kurzfristiger Pedanten, die nach Rom und Griechenland gehören und in unser Zeit umher gehen, als hätten sie jahrhundertlang im verzauberten Berge gesessen, und aus all diesem Rauch und Dunst und diesem ganzen über-

Spannten Gebräu heraus kommt dann schließlich der eigentliche Kernpunkt: Jetzt will er Sänger werden! Bah!

Er begleitete diesen Ausruf mit einem schmatzenden Laut der Lippen und starrte sie wie geistesabwesend an.

„Nein, Du, „er hat keinen Frieden vor seinem Gewissen, so lange er in dem Bewußtsein lebt, daß er seinen Beruf verfehlt hat“, das schreibst er selber.“

„Nieber Daarvig, Du solltest jetzt doch an etwas anderes denken, als wie Du mich plagen und peinigen kannst. Trauern wir denn nicht beide um unsre Zungen, mein Freund?“

„Und dann kann er es nicht vertragen, seine Zukunft an eins dieser Spießbürgermetiers zu binden, sich als Staatsbeamter in kleinem Jodeltrapp um dasselbe geistlose Vorschriftsmäßige zu bewegen, so daß es längst vergessen ist, daß es überhaupt etwas giebt, was man als Eingebung eines freien Willens bezeichnet. Verstehst Du wohl, Vente, Willens- eingebung!“

„Ja, mein Freund, mach' Du Dir Lust. Ich fühle es Dir nach, wie nötig es Dir ist, und Du thust mir leid.“

Sie redete ihm zu Munde, während ihr sinnender Ausdruck davon zeugte, daß in ihr etwas gärte.

„Er würde es als Erniedrigung empfinden, schreibt er, wenn er so ein Beamter werden sollte; er würde sich wie ein lebloser Gegenstand vorkommen, wie der Papfen an einer Maschine — ha, ha! Hörst Du wohl, Du bist mit dem Papfen an einer Maschine verheiratet, Vente! Aber wenn er meint, daß er noch einen roten Heller von mir bekommt, so . . .“ Er warf den zu einem Ball zusammengeknitterten Brief auf den Tisch.

„Ueber einen Punkt sind wir uns aber doch einig, Daarvig, — wir wollen doch beide das Beste aus dem Jungen machen, was wir nur können. Und mich hat eine tödliche Angst ergriffen,“ sie beugte sich in großer Erregung über ihn, und ihre Stimme sank zum Flüstern herab. „Sollte vielleicht gerade all dies überströmende Gefühl von Stimmungen bei ihm der Ausdruck einer Künstlernatur sein? Ach, Daarvig, wenn wir nun schuld daran sind, daß seine Begabung auf ein Gebiet gedrängt wurde, wo sie nicht durchschauen . . . Er ist nun einmal so geartet, daß er sich bei allem, was er vornimmt, in einer gewissen erhöhten Stimmung befinden muß. Und wir wollen ja, wollen ja, wollen ja alles für den Jungen thun, damit er sich selber finden und nicht unglücklich werden möge,“ rief sie mit einer solchen Gewalttätigkeit der Empfindung aus, daß der Doktor sofort fühlte, er müsse dagegen angehen.

„Ja, nun ist er eine Künstlernatur geworden!“ rief er aus und sprang auf. „Jetzt ist wohl auch gar bei ihr eine Schraube losgegangen! Nein, keinen roten Heller!“

Er riß die Thür nach dem Nebenzimmer auf, so daß das Holzwerk bebte.

„Aber Vater!“ Klang es ihm entgegen. Es war seine älteste, achtzehnjährige Tochter Minka, die erschrocken mit ihrem Klavierüben inne hielt.

„Ach, es hat nichts zu bedeuten, mein liebes Kind,“ sagte er mit verbissenem Ton. „Es handelt sich nur um Deinen Bruder Endre. Er will die Philologie aufgeben und Sän-ger werden!“ rief er ihr in seiner Wut halb singend nach dem Klavier hinüber. „Und Deine Mutter fängt schon an, über seine Künstlernatur nachzugrübeln.“

„Ja, aber Vater,“ wandte Minka ein, „wenn er nun wirklich den Beruf in sich fühlt!“

„Den Beruf — den Beruf? Ich glaube, das ganze Haus ist aus Redensarten zusammengesetzt.“

Ein wenig unsicher meinte Minka:

„Aber Endre hat ja eine so schöne Stimme! Wenn er in Gesellschaft ist, bitten sie ihn stets zu singen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Silvesternarr.

Der Mensch war gerad' am Silvesterabend geboren worden, während die Welt sich in Punsch, Gelächter und Zohlen aufzulösen trachtete. Die Hebamme hatte es eilig; sie wollte noch rechtzeitig zum Weigehen kommen, um zu erfahren, ob der Traum ihres Lebens endlich im neuen Jahr erfüllt werden würde: einen verspäteten Majoratsherrn gegen Barzahlung eines Tausendmarkscheins von der Nabelschnur zu lösen. Zu solcher Gunst des Schicksals

war der silvesterliche Weigeh um so notwendiger, als in ihrem Bezirk nur armes Volk lebte, das seine Säuglinge in Lumpen bettete und dessen Elterngedächtnis sich zunächst in der Furcht vor der unvermeidlichen Honorierung der weisen Frau erschöpfte. Sie empfanden den Eintritt der würdigen und umfangreichen Dame wie den Besuch eines Exekutors; und sie war ja auch so etwas wie eine Zwangsvollstreckerin des Lebens. Im Falle unsres Menschen aber, der, wie meine scharfsinnigen Leser sofort vermutet haben, mit dem Silvesternarren des Titels identisch ist, mußte die brave Frau in der Hast einen kleinen Kunstfehler begangen haben. Vielleicht hatte sie den Säugling in der Gegend des Zwerchfells zu derb angepackt oder sie hatte versehentlich die Lachmuskeln, um sie vor jeder erblichen Verunreinigung zu schützen, mit Höllestein gebeizt — sicher ist, wie auch immer die Anatomie und Physiologie über den Fall denken mag: der Silvesternarr war seit seiner Geburt unfähig zu lachen. Als ihn einmal ein Spielgenosse an den Fußsohle ligelte, gab es eine unterdrückte Explosion des Lachens; der Zunge fiel in Krämpfe, klagte über Schmerzen im ganzen Leibe und erlitt einen Bruchschaden. Er blieb ein Stummer der Freude, stumm, aber nicht taub. Uebrigens begab sich die Geschichte vor unkontrollierbar langer Zeit, damals, als die Märchen noch Wirklichkeiten waren.

Wie der lachstunne Silvesternarr heranwuchs, ward die Sehnsucht in ihm immer stärker, Lachen zu hören. Aber die Menschen waren verdrossen. Sie ächzten unter der Dual ihres Daseins und bezogen ihre Lustigkeit aus gegorenen Kartoffeln. Das bestimmte den Silvesternarr, der ein Grübler und Schwärmer war, und er ging unter die Menschen und hegte allerlei lustige Geschichten und hunte Schwänke und stachelnde Spottworte aus und erzählte sie aller Welt, also, daß, wohin er auch kam, sofort ein Gelächter entstand. Seitdem kam der Narr zu hohem Ruf. Er hielt das Volk bei guter Laune, trieb sie durch seine Ermunterungen zu vielerlei guten Dingen, und indem er die Widersacher des Menschentums in die Flucht peitschte, erhob er das Leben der Freunde, half ihnen über schlimme Stunden hinweggleiten und im Lachen schwere Pein ausschütten. Er war unermüdet in krausen Erfindungen, und sein Humor heilte Hunger, Liebe, Pest und Wahnsinn. Einmal an einem schönen Frühlingstage sah er, wie ein Lebensmüder an einem blühenden Apfelbaum just Instakten traf, sich einen Strid um den Hals zu legen. Ruhig begann der Silvesternarr eine Geschichte zu erzählen. Der Selbstwürger begann herzlich zu lachen und hielt sich am Ast fest, daß die Schlinge locker bliebe und er das Ende der Geschichte abwarten könnte. „Nein, das geht nicht,“ rief der Narr, „die Geschichte ist zu lang und ich kann nicht Stunden hindurch zu Dir hinausschreien.“ Da kletterte der Mann herunter, setzte sich zu dem Narren und lachte so lange, bis er Strid und Tod völlig vergessen hatte.

Als dieser Heilerfolg ruckbar wurde, beschloffen einige Milliardäre den Silvesternarren zu gründen. Ein riesiges Sanatorium für Trüffelkranke und Sektirre sollte gegründet werden. Der Narr hatte die Verpflichtung zu übernehmen, täglich sechsmal frische Wige und Schwänke zu liefern und sollte dafür lebenslänglich dreimal in der Woche warmes Abendbrot kriegen. Aber der Narr war ein Vagabond, ließ nach dem ersten warmen Abendbrot davon, so daß die armen Trüffelkranken und Sektirren, die sich in der Genesung befunden hatten, unheilbare Mädfälle erlitten. Er blieb lieber ein Freier und strapazierte seine Phantasie schon für einen lauren Hering und ein Viertel Pfund Schweizerkäse, die er freilich mit größerem Behagen verzehrt haben würde, wenn sich die Spender von Hering und Schweizerkäse nicht immer als seine Wohlthäter und Gönner aufgespielt hätten. Ist es nicht aber auch eine noble Bezahlung, wenn dieser Narr für ein paar leichte lustige Worte, die mühelos den Lippen entflatterten, höchst solide, materiell greifbare, mit saurem Schweiß eingelegte Seefische erhielt!

So trieb es der Silvesternarr viele Jahre hindurch. Ueberall wedte er Gelächter und lachte nie selber. Eines Tages aber fiel es ihm schwer auf die Seele: „Alle nehmen von dir Freude und niemand sorgt, ob auch Du Dich zu freuen vermöchtest.“ Und er gewahrte, daß er mit jedem Lachen, das er entzündet hatte, selbst immer ärmer geworden sei an Lebensfreude, immer trauriger und ausgezehrt. Seinen ganzen Besitz an Hellem und Heiterem hatte er vergeudet und niemand hatte gemerkt, wie er sich zerrieb. Feindselig wurde er, mißtrauisch, gallig und senkte den Narrenkopf zum Boden. Er konnte nicht lachen, nun konnte er auch nicht mehr Lachen schaffen.

Ein böser Aufstand brach aus, als der Narr derart seine Arbeit einstellte, auf die man doch ein historisches Recht hatte — wegen der vielen lauren Heringe und Pfunde Schweizerkäse.

„Was belustigt Du uns nicht weiter!“ schrie man ihn an. „Weil ich traurig bin und nichts mehr weiß,“ sagte der Narr düster.

„Oho, er ist noch der Alte, er macht wieder Wige,“ ein vergnügtes Strähen erhob sich. „Ein Spahmacher, der Gefühl hat, ein Scherzbold, der empfindet, ein Clown, der Tragödie spielt — und überhaupt, wer hat heutzutage in unsrer aufgeklärten Zeit Gefühl . . . das ist der beste Wige, den er je gemacht. Wir zahlen Dir einen Thaler extra, wenn Du wirkliche warme Thränen vergießt; das wäre zu drollig!“ So riefen sie durcheinander.

Doch der Silvesternarr blieb starr und ernst; nur sein Kopf sank noch tiefer. Er versuchte noch einmal, aus alter Gewohnheit, zu spahen: „Seht, ich bin nun einmal bis auf weiteres gestorben.“

Ich kann nicht anders. Verzeiht, daß ich Euch im Stich lasse. Ich mag Euch nicht mehr."

"Jetzt beleidigt er uns noch für alle unsre Güte," schrien erregt die Kunden seiner guten Laune, "Pfiu — welche Unanständigkeit!"

Der Narr zerbiß seine Lippen, aber er schwieg.

Sein Publikum hatte fortan keine Gelegenheit mehr, zu lachen. Seine Gesundheitsverhältnisse verschlechterten sich merklich. Sie starben zahlreich, und niemand hatte mehr Neigung, geboren zu werden. Schließlich hatte man diesen unerhörten Zustand satt. Man verschwor sich, mit Gewalt den Narren zu zwingen, lustig zu sein. Er wurde mit Hohnreden verfolgt. Er sei tot, könne nichts mehr, und habe auch niemals was Geseheites gethan: Ein Possenreißer, wie sie rüdelweise umherlaufen!

Das half nichts! Der Narr schwieg mürrisch.

Man ging schärfer vor: Ein Haufen unangenehmer Leute drang plötzlich auf ihn, die beschworen, er wäre ihnen Geld schuldig: "Sei lustig, Narr, oder bezahl!" Der Narr that wieder das eine noch das andre. Aber die Schuldforderungen zwickten ihn in allen Gliedern. Er dachte daran, sich irgendwo einen Revolver zu leihen. Lustig wurde er trotzdem nicht.

Als alle Mittel sich als vergeblich erwiesen, schalt man ihn einen Schurken, einen gemeinen Kerl, einen Lüdrian, einen Prasser, einen Leuteschinder. Er konnte sich in der anständigen Gesellschaft nicht mehr sehen lassen. Das erfreute ihn zwar, aber Wiye riß er immer noch nicht.

In dieser Dede kam Silbestier heran. Silbestier ohne den Narren! Was sollte man nun anfangen ohne ihn. "Pfannkuchen mit Stumpfsinn", meinte einer, die Wendung gefiel, doch sie genügte nicht, um ihn zum Vicenarren zu ernennen. Da fiel man über den traurigen und stummen Narren her und schleppte ihn mitten in die Silbestiergesellschaft. Man sperrte ihm den Mund auf und goß ein Glas Punsch nach dem andern hinein. Auch das blieb wirkungslos. Er wurde nur finsterner. Als die andern sinnlos schrien, that er aber doch den Mund auf und sagte: "Siebt es eine elendere Nüchternheit, als eure Trunkenheit? Wer nur etwas von dem gewaltigen Lebensrausch in sich spürt, der das tiefste Wesen dieser Welt, der könnte seinen Zusagtropfen künstlichen Rausches mehr ertragen; er würde zeripringen vor dem Uebermaß. Ihr bezechet Euch, weil Ihr den Rausch nicht kennt!"

Man war im Zweifel, ob der Narr mit dieser Weisheit sein Handwerk endlich wieder aufnehmen wollte; einige lachten schüchtern, in dessen die Mehrheit entschied sich, daß das Wort nur ein neuer Erzech seiner melancholischen Verstocktheit sei. Sollte man angesichts solcher verbrecherischen Widerspenstigkeit noch Geduld und Rücksicht üben? Niemand konnte das verlangen. Man ergriff also eine große Punschterine und goß sie über den Narren aus. Darauf nahm man einen brennenden Hibiskus und zündete die Stiefel des Silbestiernarren an. Schnell glomm eine feine, blaue, durchsichtige Flamme ringsum empor — wie eine flammende Bowle stand er da. Als aber das Feuer bis dahin drang, wo das Zwerchfell sich breitet, da schmolz offenbar eine fesselnde Verlärtung. Denn der Narr brach plötzlich in ein tolles Gelächter aus, also daß der Sturm seines Lachens die Flammen ausblies.

"Gott sei Dank, nun lacht er wieder," jubelten die andern. Niemand wußte, daß der Narr zum erstenmal selbst gelacht hatte. Er war aber nur ein ganz klein wenig angebraten. — Joo.

Kleines feuilleton.

—10. Ein Zuchtshausgesetz, comme il faut. Wir haben — nach Wilow — ein sociales Königtum, und die Scharmacher erwarten davon neue Zuchtshausgesetze zur Anebelung der Arbeiterklasse. Beides scheint sich übel zusammenzureimen; aber es hat sich schon öfters gereimt. Nicht allein in den letzten fünfundsingzig Jahren und im neuen Reich, sondern schon bald vor zweihundert Jahren und im hl. römischen Reich. Da gab es bereits ein sociales Königtum in Preußen, wie uns die Geschichtsschreiber der Hohenzollern zu erzählen wissen; wenn man sich aber nach den socialpolitischen Thaten dieses sozialen Königtums umsieht, so entdeckt man nichts als Anebel und Zuchtshausgesetze. Damals steckte die deutsche Industrie noch in den Kinderschuhen. Die Manufakturen wurden in Preußen durch enorme staatliche Unterstützungen aufgezupft; Millionen und Abermillionen Thaler sind den Kapitalisten aus öffentlichen Mitteln zugewandt worden. Anders sieht aus, was unter dem Zeichen des sozialen Königtums für Arbeiter geschah; ihnen ward mit Erdrosselung des Koalitionsrechtes aufgewartet.

Wenn eine massenhafte und organisierte Industrie-Arbeiterchaft existiert hätte, wäre eine solche Entrechtung natürlich undenkbar gewesen. Man hatte es aber in der Hauptsache bloß mit den Verbänden der Handwerksgefallen zu thun, wie sie seit mittelalterlichen Zeiten gegenüber den Zünften der Meister bestanden; selbst deren Befestigung aber hat den deutschen Regierungen lange genug zu thun gemacht. Das sociale Königtum Preußens erwarb sich den Ruhm der Führerschaft in diesem Unternehmen, das 1731 zum Ziele führte. Anläufe in der gedachten Richtung waren früher schon öfters gemacht worden; denn die Gesellenverbände waren den absoluten

Regierungen von jeher ein Dorn im Auge, weil sie sich bei Streitigkeiten erdrehten, in einzelnen Städten wie in ganzen Territorien bestimmte Gewerbe durch Streiks, im damaligen Jargon „Aufstände" genannt, und durch Boykotts oder „Aufreibung" lahm zu legen. Sie hielten stramme Disciplin, indem die Streik- und Boykottbrecher durch Aufschreiben an der „schwarzen Tafel" der Herbergen in Verruf erklärt wurden, so daß niemand mehr mit ihnen zusammen arbeiten wollte. Die Einzelregierungen konnten nichts dagegen machen, weil sie sonst beschränkt müßten, daß ihren Territorien der Zugang von Arbeitern aus den andren Vaterländern abgeschnitten würde. Die Reichsgesetzgebung, eine bekanntlich äußerst langsam mahrende Mühle, sollte also gegen die Gesellenverbände in Aktion treten. Versucht worden ist das schon in den siebziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts. Nach mehrjährigen Beratungen produzierte der Regensburger Reichstag ein sogenanntes „Reichsquotachten" — im März 1672 abgefaßt, aber erst im Jahre 1726 publiziert. Seine Bestimmungen gegen das Streiken und Boykottieren haben also bloß auf dem Papier bestanden. Veröffentlicht wurde es erst, als schon eine viel größere und ernstlichere Aktion gegen die Gesellenverbände begonnen hatte.

Den Anlaß gab eine große Reihe von „Aufständen" und „Aufreibungen", die während der zwanziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts in Wien, Augsburg, Würzburg, Stuttgart, Mainz und an zahlreichen andren Orten zu verzeichnen waren. Vor allem der Augsburger Schuhmacherstreik des Jahres 1727 machte viel von sich reden wegen eines „Treiberiefs", den die Schuster gegen die Stadt erlassen hatten. Dies Schriftstück, das in ganz Deutschland verbreitet ward, lautete folgendermaßen: „Liebe Brüder, wir haben einen Abschied machen müssen, mit diesem (zu dem Zweck), daß wir unsre alte Gerechtigkeit behalten, und berichten Euch, daß keiner nacher Augsburg reisen thut, was ein braver Kerl ist, oder gehe er hin und arbeitet er in Augsburg, so wird er seinen verdienten Lohn schon empfangen, was aber, das wird er schon erfahren." Diese Aufforderung, Zugang fernzuhalten, war ja nun nicht eben übermäßig geschickt abgefaßt und erregte ein allseitiges Geschrei nach Schutz für die Arbeitswilligen. Hauptstrufer im Streit war das sociale Königtum Preußens, damals vertreten durch Friedrich Wilhelm I., der nach der Hohenzollernlegende „der größte, innere König" seines Geschlechts war. Hier sehen wir nun seine bedeutendste socialpolitische That, zu der ihn der Vater seiner Wirtschaftspolitik, der Direktor der neumärkischen Kriegs- und Domänenkammer, Geheimrat Hille in Küstrin, angetrieben hat. In dem Brief, wodurch er den König zur Einleitung einer Reichsaktion gegen die koalitierten Gesellen schärf machte, heißt es u. a., „diese Leute" bildeten sich ein, einen besondern Staat im Staate darzustellen, „da sie doch vor weiter nichts als vor Arbeitsgehilfen vor Lohn zu konfiderieren sind". Sie schmeichelten sich mit einer chimärischen Unabhängigkeit, setzten ihre Handwerksbräuche über die landesherrlichen Gesetze, und ihr Uebermut werde um so größer, „nachdem sie viel Gelegenheit finden, Ew. königl. Majestät Befehlen sich widersetzen zu können". Diesem Anflug muß dadurch ein Ende gemacht werden, daß der König die schwarze Taffeln, Gesellen-Läden, Privilegia und ihre übrigen Gügen mit Schimpf und Schande zerflören läßt, damit sie sich nicht mehr einbilden, eine besondere Korporation zu bilden, sondern einsehen, daß nur „Wohlverhalten" und die Zeugnisse des Gewerkes ihnen forthelfen können. Es werde nicht wenig zu „Dero" Ruhm beitragen, wenn den Mißständen ein Ende gemacht würde; „solches scheint anjeko um so viel leichter zu seyn, da andere Puissancen (Mächte) auch darüber klagen".

Der König folgte den Hilleschen Eingebungen, und Preußen ergriff also in Regensburg die Initiative zu einem Vorgehen gegen die Gesellenverbände, wobei vor allem Sachsen eifrigen Beistand leistete. Das Ergebnis war ein Reichstagsbeschluß des Jahres 1731, der alsbald vom Kaiser bestätigt und in Preußen 1732 als „Reichspatent" verkündet wurde. Es war ein Zuchtshausgesetz, comme il faut: wie es sein muß — nach scharfmacherischem Ideal. Von dem Grundsatz ausgehend, daß es ein „Mißbrauch" sei, wenn die Handwerker sich vereinigen und „um keinen geringeren Lohn arbeiten wollen", machte das Gesetz den Gesellenverbänden ohne Umstände den Garaus und verbot jeden Wunsch, eine neue Organisation zu bilden, unter Bedrohung mit Gefängnis und Zuchtshaus, ja, mit dem Tode bei „hochgetriebener Reinitenz, auch würdlich verursachtem Unheil". Derselbe Straffodex galt für „Widersegligkeiten" gegen Meister und Obrigkeit. Wer zum „Aufstehen" und „Aufreiben" reizt, soll als Aufwiegler betrachtet, verhaftet und dem Zuchtshause überantwortet werden. Jede Gerichtsbarkeit der Gesellen über Meister oder Genossen wird unterjagt. Weiter werden sämtliche Gesellen unter Polizeiaufsicht gestellt, indem verfügt wird, daß die Gesellen fürs Wandern ein obrigkeitliches Zeugnisbuch, die „Kundschaft" erhalten, worin ihre Führung — ob „treu, fleißig, still, friedsam und ehrlich" oder aber nicht — bekundet wird; wer etwas verbrochen hat, erhält kein Zeugnis vor verbüßter Strafe. Wandernde Gesellen ohne Führungszugnis dürfen von keinem Meister angenommen und sollen von der Polizei als Vagabunden behandelt werden. Dies ist bloß eine Willkür aus dem Gesegmonstrum, das — mit einem Wort — die Gesellen zu willkürlichen Sklaven von Meister und Obrigkeit machen sollte. Die Gesellen versuchten natürlich sich zu widersetzen; mancherorts zogen sie zu Hunderten von dancen. Aber sie unterlagen dem gleichmächtigen

Druck, der in allen deutschen Staaten geliebt wurde; das Reichspatent ward fast überall durchgeführt.

So ein „Reichspatent“ würden unsre Schatzmacher höher bewerten, als alle andern Patente zusammen, und sie würden sich auch gern ein „sociales Königtum“ zum Alleingebrauch patentieren lassen, das also ihre Herzenswünsche verwirklichte: die socialpolitischen Geschäfte der Unternehmer sind bloß heute etwas schwieriger zu besorgen, als in der guten alten Zeit. —

Aus dem Pflanzenleben.

tz. Zimmerpflanzen aus Samen zu ziehen. Gegen Ausgang des Winters, wenn die Sonne bereits sehr viel Kraft hat, ist die Zeit am günstigsten zur Anzucht von Zimmerpflanzen. Die Anzucht aus Samen ist noch wenig im Volle verbreitet. Der Grund dafür liegt wohl darin, daß allerdings die meisten Zimmerpflanzen schwer oder ohne Hilfe eines Gewächshauses gar nicht anzuziehen sind. Indes giebt es doch auch eine Anzahl sehr dankbarer und für die Kultur in der Stube sehr geeigneter Pflanzen, deren Ansaat aus Samen durchaus keine Schwierigkeit macht. Zweierlei brauchen diese Samenkörner gewöhnlich zum Keimen: Wärme und Feuchtigkeit. Aber gerade im Februar und März ist der Ofen noch warm genug, und wir brauchen den Blumentopf, in dem die Samenkörner ausgesät sind, nur dicht an den Ofen zu stellen, um uns diese Wärme für die Pflanzengucht dienstbar zu machen. Denn Licht brauchen die Samenkörner nicht, während sie keimen. Aber am Ofen dörrt die Erde im Blumentopf gar leicht aus. Das darf nun freilich nicht geschehen. Es muß also oft gegossen werden. Man erleichtert sich jedoch die Mühe des Gießens ganz bedeutend, wenn man über den Topf eine Glascheibe (oder event. Glascherben) legt. Alsdann bleibt die Feuchtigkeit der Erde sehr lange erhalten.

Zur Aussaat eignen sich zunächst die durch schöne lange schwertartige Blätter ausgezeichneten Dracaenen, Cordylinen und Yuccas. Empfindlicher sind besonders folgende Arten: *Dracaena draco*, *Cordylina australis* und *Yucca aloefolia*. Das Wachstum dieser Pflanzen ist allerdings nicht so flott, daß man schon im ersten Jahre stattliche Exemplare von ihnen bekäme. Dafür werden sie im Laufe der Zeit um so imposanter. Alle drei Arten lieben nahrhafte Erde. Bei der Anzucht aus Samen benutzt man jedoch ganz im allgemeinen sehr lockere sandige Erde und pflanzt die Sämlinge, wenn sie zwei wirkliche Blätter bekommen haben, in kleine Töpfe um. Will man gleich im ersten Jahre etwas für seine Mühe haben, so sät man australische *Acacia*-Arten (nicht mit unsrer *Acacia* zu verwechseln, die nichts mit ihnen zu thun hat), also z. B. *Acacia lophanta* und *Acacia dealbata*. Diese *Acacias*, die in ihrer Heimat Australien schattenlose Wälder bilden, wachsen sehr rasch, sind sehr anspruchslos und wirken durch ihre graziose, doppelt gefiederte Belaubung sehr zierend. Sie lieben mehr trockenen, leichteren Boden und im Winter keine zu große Wärme. Besonders schnellwüchsig ist aber der *Eucalyptus* (*Euc. globulus*), der in seiner Heimat Australien eine Niesenhöhe erreicht. Im Zimmer werden Exemplare im Laufe des Sommers leicht einen Meter hoch. Sie sehen mit ihren bläulichgrünen Blättern sehr seltsam aus. Auch die bekannte *Calla* (*C. aethiopica*), die mit ihren blendend weißen großen Blüten scheiden so herlich aussieht, läßt sich leicht aus Samen ziehen. Das gilt auch für *Sakken*, diese wachsen allerdings sehr langsam, und im ersten Jahre bringt es so eine Pflanze (womöglich nicht über Erbsengröße hinaus). Aber seine bizarre Form zeigt doch schon so ein Miniaturkaktus. Bezieht man aus einer Samenhandlung eine Mischung von Kalteisenamen, so kann man eventuell doch auf billige und interessante Weise zu einer Sammlung verschiedenartiger wertvoller Pflanzen kommen. Auch einzelne Pflanzen lassen sich leicht aus Samen anziehen. Gewöhnlich bekommt man die Samenkörner aber erst im Frühjahr. Am leichtesten anzuziehen sind *Phoenix canariensis*, *Kentia Belmoreana*, *Corypha australis*, *Chamaerops excelsa*. Die Palmen lieben eine nahrhafte, humusreiche Erde und viel Wasser. Sie können häufig umgepflanzt werden, doch dürfen dabei die Wurzeln nicht beschädigt werden. Palmen treiben oft auch im Winter, und das scheint ihnen weniger zu schaden als andern Zimmergewächsen. Man hat sich gewöhnt, die Palmen als sehr kostbare, schwer zu kultivierende Gewächse zu betrachten. Das sind sie im allgemeinen auch. Aber die erwähnten Arten sind so anspruchslose Zimmerpflanzen, daß sie sicher in kurzer Zeit auch in der Wohnung des Arbeiters öfters Unterkunft finden werden. —

Bergbau.

ie. Eine einzigartige Industrie ist die Gewinnung von Schthol im Karwendel-Gebirge. Von Zirl am Inn, einige Meilen westlich von Innsbruck gelegen, führt eine Straße nordwärts zwischen dem Karwendel- und Wetterstein-Gebirge hindurch nach Wittenwald und weiter nach Partenkirchen. In dieser Straße auf östlicher Seite liegt in einer Meereshöhe von etwas über 1000 Meter das Dörfchen Seefeld, in dessen unmittelbarer Nähe das rohe Del aus dem Boden gewonnen wird, aus dem die verschiedenen Schthol-Präparate hergestellt werden. Das Gestein ist ein grauer unter dem Namen Oelstein oder Stinfstein bekannter Schiefer, der auch noch an vielen andern Orten im Karwendel-Gebirge, auch auf bayrischer Seite, an die Oberfläche hervortritt. Er kommt in Blöcken von 20—100 Centimeter Dicke vor. Auf den Schichtflächen finden sich oft sehr schöne Abdrücke von Tieren,

namentlich von Fischen, die dem Gestein auch in der Paläontologie eine gewisse Berühmtheit verliehen haben.

Bis auf die letzten Monate wurde die Gewinnung des Oels ausschließlich von den Bauern in kleinstem Maßstab betrieben. In dieser Form ist die Industrie schon Jahrhunderte alt, und die Eigenschaften des rohen Oels sind in der Umgebung, wo es durch Hausierer an das Landvolk verkauft wird, seit langem wohl bekannt. Die Schiefer werden abgebaut, indem kleine Tunnel bis auf 2—300 Meter in den Berg getrieben werden. Sie enthalten zu 1—10 Proz. Del, das sich durch einen durchdringenden Geruch verrät. Sind die Schiefer sehr reich daran, so tritt es in Tropfen aus dem Gestein aus, wenn dies der Sonne ausgesetzt ist. Die Schiefer werden zerschlagen, die ärmeren bei feite geworfen, die reicheren in handgroße Stücke zerleinert. Diese werden dann in große gußeiserne Tiegel gelegt, die etwa 30 Kilogramm aufnehmen. Die Tiegel werden mit einem durchlöcheren Deckel fest verschlossen und dann umgekehrt. 9—12 solcher Tiegel werden in einem rechteckigen Raum zusammengestellt und von einer etwa 1/2 Meter hohen Mauer von Steinen umgeben. Zwischen die Tiegel wird dann Fichtenholz gelegt und angezündet. Das Del wird durch die Hitze aus dem Gestein ausgetrieben, tritt aus den umgekehrten Tiegeln aus und sammelt sich durch kleine Röhren in ein hölzernes Gefäß. Aus letzterem führt wieder eine Röhre zu einem größeren Gefäß, den im Del enthaltenen Gasen einen Austritt gewährend.

Die ganze Anlage stellt eine einfache Art von Destillation dar. Der Vorgang dauert etwa 6 Stunden und wird zweimal täglich vorgenommen, wobei aus 9 Tiegeln ungefähr 15—25 Kilogramm Del gewonnen werden. Beim Stehen scheiden sich Wasser und Teer vom Del aus und werden von der Oberfläche abgeschöpft. Der Rest des Oels geschieht in Petroleumfässern. Das so enthaltene Rohöl enthält etwa 2 1/2 Proz. Schwefel. Durch Behandlung mit konzentrierter Schwefelsäure und Ammoniak wird das Ammoniumsulfidhydrat hergestelt, das eigentliche Handelsprodukt, das außer der durch seinen Namen bezeichneten Verbindung noch etwa 50 Proz. Wasser, 5—7 Proz. schwefelsaures Ammon und 1 Proz. eines flüchtigen Oels enthält, das der Masse den scharfen und durchdringenden Geruch verleiht. Die Verbindungen der Schthol-Präparate in der Heilkunde sind bekannt und neuerdings sehr in der Zunahme begriffen. —

Humoristisches.

- Die Hauptsache. „Du willst also Schriftsteller werden? Ja, hast Du Dich denn für diese Laufbahn genügend vorbereitet?“ „Gewiß, ich habe mir schon ein prächtiges Lineal für die Gedankenstriche gekauft.“ —
- Besorgt. Frau Professor (zu ihrem Gatten, der eine Ferienreise nach Nügen macht): „... und dann, lieber Alfons, nimm Dich in acht, daß Du mit dem guten schwarzen Rod nicht an den Kreideseifen streifst.“ —
- Im Zweifel. Bauer (angeheitert, am Heimweg vom Wirtshaus): „Sakra, hinter mir puscht's, entweder kommt so ein Malefizautomobil oder mei' Aste!“ —
(„Regendorfer Blätter.“)

Notizen.

- „Minna von Barnhelm“, mit Agnes Sorma in der Titelrolle, geht am 8. Januar neueinstudiert im Neuen Theater in Scene. —
- Gerhart Hauptmann's Drama „Rose Bernd“ wird nächstens im Kopenhagener Dagmartheater aufgeführt werden. —
- Im Central-Theater findet am 9. Januar die Erstaufführung von Henri Herblays Operette „Das Schwalbennest“ statt. —
- Gumpertinds „Dornröschen“ erzielte im Münchener Hoftheater nur einen Achtungserfolg. —
- Bildhauer Max Kruse ist auf mehrere Jahre als künstlerischer Beirat für das Neue und Kleine Theater verpflichtet worden. —
- Die Münchener Secession eröffnet am 10. Januar im Künstlerhause eine Ausstellung. —
- Die Ausstellungskommission der Großen Berliner Kunstausstellung 1904 besteht aus: Ernst Körner (1. Vorst.), Werner Schuch (2. Vorst.), Wilhelm Bedermann (1. Schriftf.), Hans Meyer (2. Schriftf.), Dr. Parzer (1. Schatzm.) und Woldemar Friedrich (2. Schatzm.). —
- Die Kosten für die Veteiligung des Deutschen Reiches an der afrikanischen Gradmessung sind auf 350 000 Mark veranschlagt. —
- Die letzten Schächte des Silberbergwerkes Anttenberg (Böhmen) sind geschlossen worden. Die Anfänge dieses Bergbaues reichen ins 18. Jahrhundert zurück. Vergnappen aus Deutschland haben das Werk in Betrieb gesetzt. In der Viltzeit soll das Bergwerk wöchentlich 1000 M. Silber getragen haben. —
- 1243 Kreuzottern sind im Jahre 1902 auf der Insel Nügen gefangen worden. Die größte Brutstätte ist die Schabe (die Landenge zwischen Jasmund und Wittow). —